Die Reise nach Ikarien.

Roman von H. Leichmann.

Noch kühlt und hebt frisch der Wind über die ungeheuren Felder. Doch in den Wiesen strecken schon Schwertlilien und Kreuzkraut ihre feinen Köpfchen heraus, um zu sehen, ob es schon Zeit zum Wachsen und Blühen wäre. Die Buchen im Schloßpark bekamen dicke Knospen, die sahen aus, als wären sie mit Goldbronze überzogen.

Ueber der Gegend lag die sanfte Geschäftsstille des Tages. Selbst die Krähen, die den ganzen sonnendurchduftenen Tag über ihr Tonnetz über die Wiesen und Felder gesponnen hatten, schwiegen still. In den Gassen des kleinen Städtchens ebbte sachte der Lärm, ebbte das frohe Frühlingstreiben ab. Die Kinder hatten den ganzen Nachmittag über mit Kugeln und alten Knöpfen gespielt, nun gingen sie lenz- und spielmüde mit neu eroberten Schätzen heim.

Die Sonne sank wie ein flammendes Rad, und rote Dämmerung fiel auf die Gassen. Die alten Häuser, die nur mühselig ihr Dach noch trugen, seufzten wohlig: endlich Ruhe. Sie wollten sich leise in Nachtruhe einspinnen, als ein schriller, langer Pfiff die Abendstille jäh durchschnitt. Stöhnend blinzelten die Häuser noch einmal auf: „Richtig, die Fabrik hatten wir vergessen!"

Da strömte es auch schon aus dem breiten Tore in die Millionenstraße. Eine hastende, eilige Menge. Mitten auf dem viereckigen, nicht allzu großen Fabrikhofe stand eine große, stattliche Frau, mit aufmerksamen Augen den Leuten nachsehend. Dann wandte sie sich an einen großen, gutgekleideten Mann, der zum Schluß die Fabrik verließ und höflich grüßend zu ihr trat.

„Nun, Herr Velten, warum fehlt seit einigen Tagen die Tochter Ihrer Bedienerin? Sie ist fleißig sonst — ist sie krank?"

„Ja, ich glaube — irgendeine Entzündung. Frau Langenscheit haben ein gutes Gedächtnis!"

Die Frau sah ihn groß an: „Darüber wundern sie sich? Ueber solche Kleinigkeit? Mein lieber Velten, Sie wissen doch, daß ich alles bemerken muß, an alles denken muß. Seit mein Mann tot ist — also schon seit zehn Jahren. Sie werden sicher oft denken: Warum tut die Frau das? Sie hat keine Kinder. Für wen plagt sie sich? — Nun, ich muß Ihnen sagen, manchmal, ja, da möchte ich alles hinwerfen. Besonders wenn die Geschäfte so flau gehen wie jetzt."

„Es wird wieder besser werden. Ich bin doch auch schon an die elf Jahre bei Ihnen. Ich kann es beurteilen. Immer schwankt das Geschäft. Die Hauptsache ist ja: wir haben hier ringsum keine Konkurrenz. Der Handel im Detail geht noch immer ganz gut. Wir werden halt mit unseren Preisen höher hinauf müssen, Frau Langenscheit. Alles wird teurer. Warum sollten wir nicht?"

Frau Langenscheit nickte: „Natürlich. Mit Schaden will ich doch nicht arbeiten. Aber Lohnerhöhung gibt's diesmal nicht! Eher" —

Sie brach ab. Aus ihren kühlen, dunklen Augen flammte es auf, grausam und hart. Der große Mann neben ihr duckte sich ein wenig vor diesem Blicke. Er kannte die Energie, die Härte der Frau von so mancher Episode. Vorsichtig meinte er: „Nun, Sie wollen ja jetzt einen Geschäftsleiter aufnehmen. Der kann das alles am besten regulieren."

Velten sah auf die Uhr und sagte abschließend: „Nun will ich auch gehen — oder soll ich noch was, Frau Langenscheit?"

Frau Langenscheit hatte eine aufhaltende Bewegung gemacht. Sie wollte noch etwas, ja, doch im letzten Augenblick überlegte sie es anders. Es war schließlich nur ein Untergebener — man konnte doch nicht alles restlos mit ihm besprechen. So sagte sie ausweichend „Kommen Sie heute mit Ihrer Frau zu meinem Jour?"

„Nein, gnä' Frau, entschuldigen Sie — ich — ich — habe keine Zeit" —

Flüchtig lächelnd meinte die Frau: „Keine Zeit? Hm, hm, kenne ich schon. Sie müssen zu Ihrer Tarockpartie. Nun, wie Sie wollen. Ich wünsche mir immer gern die Herren zu meinem Jour, sonst wird's gar zu ledern."

„Wenn Sie wollen mein Himmel, ich trage nicht viel zur Unterhaltung bei — doch mein Neffe würde sicherlich gern kommen."

„Der Maler? Ich kenne ihn noch wenig. Bleibt er noch lange bei Ihnen?"

„Wer weiß! Man kann das bei diesen Wandervögeln nie voraussagen. Er ist ganz verliebt in das alte Nest hier. Jeden Tag entdeckt er neue malerische Winkel. Gott weiß, was aus ihm einmal werden wird. Viel Bilder hat er noch nicht verkauft."

„Wovon lebt er?"

„Er besitzt auch ein kleines Vermögen von seiner Mutter her. Schade das nicht — alle soll ich ihn schicken?"

„Ja, bitte. Ich möchte ihn näher kennen lernen. Und er wird den jungen Mädels ein bißl den Kopf verdrehen. Hübsch genug ist er dazu."

Frau Langenscheit blieb noch einen Augenblick besinnend und sah in das ferne Abendrot, das sehnsuchtserweckend am Rande des Himmels verglomm. Doch die Frau empfand keine Sehnsucht, sah nichts von der Schönheit des herben Frühlingsabends. Dazu war sie zu nüchtern und kühl — auch zu tüchtig. Tüchtige Geschäftsfrauen sind niemals sehnsuchtsvoll oder schönheitstrunken.

Nur manchmal, wenn Frau Langenscheit in einem Haufen rauschender, farbensprühender Seide wühlen konnte, die in ihrer Fabrik entstanden war, strahlten ihre kühlen Augen, weideten sie sich an Schönheit.

Die Langenscheitschen Frauen waren alle tüchtig gewesen. Es schien eine Familieneigenschaft zu sein, diese trockene, kühle Tüchtigkeit. Ganz klein, mit nur wenig Stühlen hatte der erste Langenscheit begonnen. Und nun stand eine Fabrik hier — arbeiteten hundert Menschen für sie. Kleinhandel wurde immer betrieben, Seidenbänder, Hutbänder für geringen Absatz verfertigt. Man erzählte von den Frauen früherer Generationen, daß sie stundenlang in den Dörfern herumgelaufen wären, teils um Ware abzusetzen, teils um alte Schulden einzutreiben.

Jetzt, unter Ernestine Langenscheits Leitung war alles neumodischer eingerichtet, wurde das Geschäft im großen Stile betrieben. Sie hatte mehrere Beamte engagiert, neue Maschinen aufgestellt und führte überhaupt mehr den Handel en gros ein. Kühl und fest führte sie ihr Regiment — nur in letzter Zeit wurden ihr die Zügel in der Hand etwas schwer. Das Geschäft stockte, Bestellungen liefen langsam ein. Die knisternden Seidenballen, die immer im Vorrat gearbeitet wurden, wuchsen in den Räumen. Frau Ernestine wußte es ganz genau: es gehörte hier ein frischer Geist herein. Und Geld! Geld! Und ein weiter, junger Blick. Sie wurde alt und müde. Nun, das würde ja wohl jetzt anders werden. Ein Direktor nahm ihr alles ab — alles.

Frau Langenscheit ging ein paarmal rund um den Hof und überflog ihr Eigentum mit prüfenden Blicken. Hier die Fabrik mit dem Shed-Dach. Wie eine Reihe von Pulten sahen sie aus, die schrägen, steinernen Gebäude.

Dort das große, alte Wohnhaus, einstöckig, breit, wuchtig. Erst im vorigen Jahre hatte sie einen zierlichen Giebel darauffetzen lassen. An das Haus schmiegten sich die Geschäftsräume, Stallungen, Schuppen, und hinter dem Hofe lief der große, tiefe Garten weit ins Feld hinaus.

Jetzt flammten wie Monde die elektrischen Lampen aus dem fast ganz erloschenen Sehnsuchtsrot des Frühlingsabends . . . Die Mühle weiter unten, welche die Fabrik mit Strom versorgte, stellte ihr Rauschen und Hämmern ein. Es wurde Nacht. Da ging die Frau langsam ins Haus. Die Räume im Erdgeschoß waren geschlossen. Seit Jahren wohnte niemand darin. Es war ein wenig feucht und muffig in den Zimmern. Das kam wohl von dem vielen Schatten. Die Sonne reichte selten mit ihren Strahlenarmen hinein. Von der einen Seite lasteten die Schatten der Fabrikgebäude, die Gassenfront war nicht Sonnenseite.

Ein wenig zögernd stand die Frau im Vorderhause still. Ein Geist der Ungemütlichkeit, der Frostigkeit kroch aus den dunklen Winkeln. Nein, schön war es hier nicht. Nun, wenn alles so ging, wie sie dachte, wenn das Schicksal den Lauf nahm, den es nehmen sollte, dann würde der neue Direktor nicht lange hier wohnen müssen. Ja, es war vielleicht ganz gut, wenn er sich nach einem lichteren, sonnigeren Heim sehnte . .

Befriedigt griff sie nach ihrer Tasche, darin ein Brief knisterte. Ja, es schien sich alles so zu wenden, wie sie es dachte und wünschte.

Nun stieg Frau Langenscheit rasch die breiten, weißen, bequemen Holzstufen empor. Oben ein weiter, heller Vorraum, wie man ihn heutigestages selten noch findet. Helle Eichentüren mündeten in die verschiedenen Räume, große, geschnitzte, wertvolle Schränke füllten die Ecken und Plätze an den langen Wänden aus. Dies war ihr Reich, der ganze erste Stock. Doch ihr Fuß schritt noch weiter. Langsam und etwas atemlos erstieg sie den Giebel des Hauses. Dort herrschte wieder eine andere Luft. So wie es unten dunkel, feucht und muffig war, im ersten Stock behaglich, gemütlich und echt bürgerlich, so war es hier oben hell, alles wie in Luft und Licht getaucht. Blumen in unendlicher Fülle quollen aus allen Ecken, duftende Blüten sahen von den hohen Tischen. Frau Ernestine schwankte ein wenig schwindlig den Korf. Doch sie mißtraute sich ein letztes, lebensmüdestes Zag in den Knien und machte die Tür zuerst.

Sie öffnete eine Tür und blieb einen Augenblick unbeweglich stehen. Heller, zarter Seidenduft belauerte die Nüsse des ferneren Raumes, die zahlose Seide in einem dunkleren Tone erhellten die Mitte. Elektrische Glühbirnen fundten ihr sanft gedämpftes Licht auf Palmengruppen herab. Schwere Teppiche brachten sich den Boden.

Frau Langenscheit sah sich einen Augenblick suchend um. Dann rief sie ungeduldig:

„Martina, wo bist du?"

Lachend kam ein Mädchen aus einer Blumengruppe hervor.

„Hier, Tantchen, ich bin Eva. Aber einen Apfel sollst du vergeben."

Wohlgefällig und gönnerhaft strich Tante Ernestine Langenscheit über das Mädchens blondes, krauses Haar.

„Wird schon kommen, Martina, Adam. Wer weiß, wie bald. Aber was ich sagen wollte: du kommst doch heute ein wenig herunter und hilfst mir, die Honneurs zu machen, nicht?"

Martina zog die schönen, feinen Lippen unmutig herab. „Ach Tante, dein Jour! Nimm mirs nicht übel — aber ich schmor es neulich einmal und nicht wieder. Warum willst du mich eigentlich mit Gewalt deinen lieben Johannesbergern vorführen?"

„Nun, ich habe so meine Pläne. Die guten Leute wollen sich doch einig an deinem Reichtum, an deiner seltenen Erscheinung weiden. Ich erzählte ihnen so viel von dir!"

„Tantchen, jetzt schmeichelst du! Aber die guten Leutchen haben mich nun gesehen und gesprochen. Bin ja schon fast zwei Monate bei dir!"

Man hörte es an dem Ton, den das schöne Mädchen der gefürchteten Frau gegenüber anschlug, daß sie ihr in manchem Punkte überlegen war — und besonders in einem, den selbst Ernestine Langenscheit anerkannte: sie war sehr reich, verfügte über ein Vermögen von mehr als einer Million. Martina war ihres einzigen Bruders einzige Tochter gewesen. Seit einem halben Jahre war sie Waise, und Frau Langenscheit suchte sie mit allen erlaubten Mitteln in Johannesberg festzuhalten. Wenn ihr Plan glückte — der Direktor war ein schöner, stattlicher Mann, wie das Bild zeigte — die Fabrik verschlang Geld — mußte es verschlingen, um wieder neues einzubringen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein kostbarer Teppich.

Das Viktoria- und Albert-Museum in London hat als Leihgabe eines der vier Stücke erhalten, die den berühmten „Perlenteppich von Baroda" bilden, diesen kostbaren Schatz der indischen Kunst, den die Kenner für die wunderbarste Stickerei, die es gibt, halten. Er ist aus vier symmetrischen Flächen zusammengesetzt, deren jede 20,55 Meter im Quadrat mißt und die genau zusammenpassen. Die Ausführung dieses Teppichs wurde von einem der Vorgänger des gegenwärtigen Maharadscha bestellt, der ihn als Decke für das Grab des Mohammed in Medina stiften wollte. Die besten Sticker und Juweliere von Baroda mußten drei Jahre daran arbeiten und das verwendete Material kostete etwa 4 Millionen Dollars. Nach der Fertigstellung erhielten die ausführenden Künstler ein Geschenk von $10,000 Dollars. Das ausgestellte Stück zeigt in der Mitte eine Blume, die aus vier oder fünf Diamanten gebildet ist, und 24 Rosetten als Rahmen, von denen jede 52 Diamanten erforderte. Rubine, Smaragde und Saphire sind von Arabesken umrahmt, die aus schönen Perlen gestickt sind. Man begreift, daß der Hindu-Prinz, der, von seiner Lieblingsfrau zum Mohammedanismus bekehrt, in seiner ersten Begeisterung dieses Meisterwerk dem Gedächtnis des Propheten weihen wollte, sich schließlich eines anderen besonnen und die kostbare Arbeit behalten hat.

Bei einem Revolverduell in den Straßen von Clarksville, Tex., wurde Buck Brewer von Joe Lowry biermal geschossen und starb etwa 30 Minuten später. Die beiden jungen Männer, welche prominenten Familien angehören, hatten erst kürzlich eine persönliche Auseinandersetzung gehabt, bei welcher es auf öffentlicher Straße zu Tätlichkeiten kam. Als sie sich zwei Wochen später wieder zufällig begegneten, zogen beide zu gleicher Zeit ihre Revolver und begannen zu feuern.

Koniferen-Holz läßt im Dunkeln auch ohne vorherige Besichtigung sein Bild auf der photographischen Platte entstehen.

Honoré V. von Monako richtete ein fürstliches Brotmonopol ein. Nur „offizielles Brot" durfte gegessen werden.

Ein Sack Weizen zu 200 Pfund enthält etwa 5 Millionen Körner.

— Kompagniegeschäft. „Ein reizendes Mädchen, die Tochter des Wirtes!" — „Ja, die zieht die Fremden an, und ihr Vater zieht sie aus!"

Das Griechische.

Skizze von Max Hoffmann.

Als ich kurz vor dem Examensterminus hörte, daß mein gelehrter Herr Cousinsohn, daß ich nicht in allen übrigen Fächern die nötige Reife hätte, daß es aber im Griechischen noch etwas hapere. Wenn ich alle nicht eine sehr eingehende Repetition der Grammatik in dieser Sprache vornähme, müsse ich noch Anger die Blicke der Prima des Gymnasiums trüben. Dazu hatte ich durchaus keine Lust, und ich teilte meinem Vater freimütig die Ansicht des Oberstudiengrafen mit.

„Das ist schlimm", erklärte er. „Du sollst doch die großen Ferien zur Kräftigung Deiner nicht gerade robusten Natur auf dem Lande verleben. Und nun sollst Du hier in der Stadt bleiben, um hinter den Büchern zu sitzen!"

Onkel Konrad war zufällig zugegen, und der alte, findige Junggeselle, der uns in schon manchen schwierigen Lagen geholfen hatte, wußte sofort Rat. „Schick doch den Jungen ins Oderbruch auf das Gut meines Freundes Poggel. Für ausgezeichnete Verpflegung bürge ich, — er wird sich dort gerhartig erholen."

„Und das Griechische?"

„Auch dafür kann gesorgt werden. In dem kleinen Dorfe dort sitzt ein Hilfslehrer, der ihn gründlich unterrichten und alles, was er wünscht, mit ihm wiederholen kann."

„Ein Dorfschulmeister?"

„Ganz recht! Oder eigentlich kaum ein solcher. Er ist nur Hilfslehrer, gar nicht angestellt. Aber im Griechischen sticht er manchen Professor aus, das kann ich Euch versichern. Habe mich selbst von seinen erstaunlichen Kenntnissen in diesem Fach überzeugt."

Auf Onkel Konrad konnte man sich verlassen, wenn er sein Wort gab, und so kam ich auf das Gut des Herrn Pogge und in die Hände des Lehrers Herrn Friedrich Zemplin.

Schon gleich in der ersten Stunde merkte ich mit Verwunderung, was für gewaltige Kenntnisse Herr Zemplin in der griechischen Sprache hatte. Ich kam dann später bisweilen mit ihm ins Plaudern, und er erzählte mir seine Geschichte. Er hatte das Lehrerseminar besucht, war aber dreimal beim Examen durchgefallen, weil es ihm ganz unmöglich war, ein etwas verzwickteres Rechenexempel zu lösen oder irgend etwas von Mathematik oder Geometrie zu begreifen.

Da er nun kein Examen mehr machen konnte, wurde er nicht angestellt, aber bei dem Mangel, der besonders damals noch an Dorfschullehrern herrschte, auf seine Eingabe hin von der Regierung als Hilfslehrer verwandt, wobei der Staat kein schlechtes Geschäft macht, den das Gehalt derartiger Ueberzähler ist sehr karg. Er konnte gar keine Sprünge damit machen, mußte immer zu Hause sitzen und war da durch Zufall auf das Erlernen des Griechischen gekommen. Er konnte ganze Stellen aus Aeschylos und Sophokles auswendig und hatte es soweit gebracht, daß er Plato und Aristoteles las wie wir unsere Zeitung.

„Und mit diesen riesigen Kenntnissen wollen Sie immer hier als halber Dorfschulmeister sitzen bleiben, Herr Zemplin?" fragte ich ihn.

„Was soll ich machen, mein Junge?"

„Gehen Sie doch in die Großstadt und geben Sie Nachhilfestunden! Sie würden sich glänzend dabei stehen."

„Ach, die Großstadt!" sagte er wegwerfend. „Mich zieht's gar nicht dorthin. Ich fühle mich auf dem Lande am wohlsten."

Es schien so, als wenn ihm nicht zu helfen wäre und als wenn er trotz seiner griechischen Gelehrsamkeit auf dem Dorfe versauern solle. Das tat mir leid, und ich dachte darüber nach, ob man ihn nicht dazu bringen könne, ein menschenwürdigeres Dasein zu führen. Und in meiner schon von studentischem Uebermut angehauchten Findigkeit heckte ich einen Plan aus.

In dem Dorfe wohnte ein alter Ackerbürger Melchert, dessen Tochter Marie zwar schon hoch in den Zwanzigern, aber doch ein dralles, tüchtiges Mädchen war. Der Alte war schon etwas bequem geworden, und Marie leitete allein die hübsche Wirtschaft. Daß sich noch niemand zu ihr gefunden hatte, war auch ziemlich natürlich. Sie zeigte nämlich nicht die geringste Neigung, sich auf dem Tanzboden sehen zu lassen und mit den Burschen des Dorfes zu scherzen. So galt sie als eine Aparte, der man achselzuckend oder mit Naserümpfen aus dem Wege ging. Ich hatte mich bisweilen mit ihr unterhalten und sie recht verständig gefunden.

„Wollen Sie denn nicht einmal ans Heiraten denken?" fragte ich mein Schulmeisterlein eines Tages ganz nebenbei.

„Ich?" machte er entsetzt. „Mit meinen sechzig Mark natürlich?"

„Die Frau müßte eben noch etwas hinzubringen. Sehen Sie zum Beispiel Melchert Marie! Da ist sicher Geld."

Er wurde sehr verlegen. „Die würde doch gar nichts von mir wissen wollen."

„Im Gegenteil!" log ich frech, „die hat neulich ein Auge auf Sie geworfen, das habe ich klipp gemerkt. Und ich bin sicher, daß Sie bald Ihr Glück machen würden, wenn Sie sich ihr näherten."

„Wie wäre denn das möglich?" fragte er fieberhaft.

„Sie müßten ihr mal ein bißchen helfen. Ich glaube, sie tut gern."

„Das würde ich mal tun, aber ich kann's ihr doch nicht antun."

„Nun, lieber Herr Zemplin, das lassen Sie meine Sorge sein."

Als ich am nächsten Tage eine Bestellung von Herrn Pogge bei dem Schweinerer Melchert ausgerichtet hatte, sagte ich zu Marie: „Wissen Sie, Fräulein, daß der Schulmeister hier bis über die Ohren in Sie verliebt ist?"

Sie warf mir einen mißtrauischen Blick zu, aber ich merkte, daß sie es nicht ungern gehört hatte.

„Er traut sich nur nicht zu kommen", fuhr ich fort. „Sie müßten ihm ein wenig Mut machen."

Jetzt lachte sie laut auf. „Ist er denn solch ein Hasenfuß?"

Ich erzählte ihr von der ungeheuren Gelehrsamkeit Zemplins und daß solche Leute immer recht ungeschickt in praktischen Dingen wären. Durch meine lebhafte Schilderung erweckte ich ihre Neugierde, und sie versprach mir, sich den sonderbaren Mann, wie sie ihn nannte, näher anzusehen.

Wie ich ihr geraten hatte, erschien sie auch am folgenden Tage, gerade als Herr Zemplin die unregelmäßigen Verben mit mir paukte, um sich etwas zum Lesen auszubitten.

Das Schulmeisterlein war ganz aufgeregt und sah mich hilflos an. „Was meinen Sie?" fragte er mich. „Vielleicht die Geschichte des Peloponnesischen Krieges? Ich habe sie zufällig auch deutsch."

Ich konnte mir kaum das Lachen verbeißen. Melcherts Marie aber half aus aller Verlegenheit. Sie hatte auf den untersten Fach des Bücherregals ein altes Kochbuch entdeckt, das Zemplin wohl von seiner Mutter geerbt haben mochte und das schon ganz zerstaubt war. Mit Interesse blätterte sie darin und bat sich das Buch auf einige Tage aus.

„Mit dem größten Vergnügen", stotterte Zemplin.

Nach einigen Tagen riet ich ihm, sich doch einmal zu Melcherts zu verfügen und sich zu erkundigen, wie dem Fräulein das Buch gefalle. Er entschloß sich nach einigem Zögern dazu.

Am nächsten Tage erzählte er mir freudestrahlend, daß er sehr liebenswürdig aufgenommen worden sei und sich über eine Stunde mit dem Fräulein unterhalten habe.

„Worüber?" fragte ich.

„O, über wirtschaftliche Angelegenheiten. Sie hat sich sehr amüsiert, als ich ihr von dem göttlichen Sauhirten Eumäos aus der Odyssee erzählt habe, und meinte, ich würde gewiß einen ganz guten Landwirt abgeben, es müsse nur etwas Praxis bei mir hinzukommen."

Ich wußte genug und empfand herzliches Vergnügen bei dem Gedanken, hier in jugendlichem Uebermut die Vorsehung gespielt und alles ins richtige Geleise gebracht zu haben...

Meine griechischen Ferienstudien hatten ausgezeichneten Erfolg, und ich bestand das Examen mit „Sehr gut". Im ersten Jubel des Studententums und bei den späteren ernsteren Arbeiten für den Beruf vergaß ich den kleinen Schulmeister mit den großen griechischen Kenntnissen. Erst sechs Jahre nach jener Zeit kam ich mit Onkel Konrad wieder zu dem gastfreien Herrn Pogge. Ich besuchte natürlich auch das Dorf und erkundigte mich nach Herrn Zemplin. Man wies mich nach dem kleinen Gut des alten Melchert. Eine gesunde, frische Frau empfing mich, an deren Schürze sich ein pausbäckiger, etwa vierjähriger Knabe hängte. Ich erkannte sofort Melcherts Marie in ihr. Als ich mich vorgestellt hatte, entsann sie sich meiner auch.

„Ah", sagte sie lächelnd, „mein Mann wird sich freuen, Sie wiederzusehen. Wir haben oft von Ihnen gesprochen: Ich bewirtschafte das Gut mit ihm allein, mein Vater hat vor fünf Jahren das Zeitliche gesegnet."

Gleich darauf ging die Tür auf, und herein trat in hohen Stiefeln und derber Lodenjoppe mein lieber Zemplin. Er war voll und rund geworden, seine Haltung viel strammer als früher.

„Da ist mein Mann", sagte die Frau vergnügt. „Nun bitte ich Sie aber, auf eine Tasse Kaffee in die gute Stube zu kommen. Wir haben über vieles zu plaudern."

„Geht es Ihnen gut?" fragte ich den Mann, der mich sofort erkannt hatte.

„O danke sehr! Wir können nicht klagen. So ein hübsches Bauerngut ist noch nicht das Schlechteste, wenn man rationell wirtschaftet und eine tüchtige Frau hat. Viertausend Mark haben wir bisher in jedem Jahr zurückgelegt."

„Und das Griechische?"

Er kraute sich hinterm Ohr. „Ach, wissen Sie, ich komme gar nicht mehr dazu. Davon kann man heutzutage nicht leben."

Aquamarine-Stickerei verschönert ein weißes Kleid. Eine Tunic aus weißem Chiffon gestickt in einem Spinnweb-Dessin mit ganz kleinen Crystallperlen; jedes Spinnweb hat in der Mitte ein Cabuchon von matzgrünem Aquamarine, fällt über einen anliegenden Rock aus weißem Crepe de Chine. Dieses reizende Kleid ist für eine junge Dame bestimmt. Der Chiffon fällt in Form einer Schleppe herunter und das prächtige Farben-System wird durch einen Büschel weißer Gardenias und grüner Blätter am Gürtel besonders hervorgehoben.

Der Kitsch-Maler.

Eine köstliche Kaiser-Anekdote wird zum Regierungsjubiläum erzählt. Der Kaiser ist danach über den teilweise scharfen Widerspruch, der sich gegen sein Wirken auf dem Gebiete der Kunst wendet, gut unterrichtet, und er äußert sich auch mit einem gewissen Humor darüber. So hat er selbst wiederholt das folgende Geschichtchen zum Besten gegeben, für dessen Richtigkeit er sich verbürgt: „In einer Künstlerkneipe zu Kassel wird kräftig gefachsimpelt und, wie unausbleiblich, kommt auch das Gespräch auf den Kaiser als Mäcen. Künstler schimpfen mit Vorliebe. Einer an der Tafelrunde aber, ein ganz tüchtiger Landschaftsmaler, tut es den übrigen vorauf und erklärt und bekräftigt es auch mit dem ja unwiderleglichen Faustschlag auf den Tisch, daß der Kaiser nur Kitsch aufkaufe.

Die Kollegen lachen und wehren ab. Der Kritiker versteift sich auf sein verfassungsgemäß gewährleistetes Recht der Meinungsabgabe, und im übrigen sei er ein freier Künstler. Aber Kitsch bleibe nun einmal Kitsch. Ausgerechnet in diesem Augenblicke wird ihm ein Telegramm eingehändigt. Er reißt es auf und wird rot bis an die Haarwurzeln. Ganz verlegen schleicht er beiseite und liest nun blau auf weiß: „Die Ausstellungsleitung teilt Ihnen mit, daß Seine Majestät der Kaiser heute nachmittag auf unserer Ausstellung Ihre Landschaft käuflich erworben hat."

Künstler sind auch neugierig, und so dauert es nicht lange, daß dem Landschafter das Telegramm aus der Brusttasche herausgeangelt wird. Ungeheueres Hallo! Endlich erhebt sich ein Professor und spricht: „Lieber N., wir haben nicht gewußt, daß Sie ein Schund- und Kitschmaler sind. Da Sie als solcher nun aber offiziell anerkannt sind, wird Ihnen wohl nichts anderes übrig bleiben, als aus dieser Korona der freien Künstler auszuscheiden."

Nierenkrankheiten und Zilzgenuß.

Den Nierenkranken sind Pilze wegen ihres großen Stickstoffgehaltes und anderer, bisher nicht erforschter Stoffe nachteilig. Diese Schädigung äußert sich in einer Vermehrung der Oedeme (Wassergeschwülste), des Albumens (Eiweißes), der organischen Elemente des Niederschlags im Harn und einer Verschlechterung des Allgemeinbefindens. Zu diesem Schluß gelangt Katowski auf Grund eingehender, in den „Therapeutischen Monatsheften" veröffentlichter Versuche, zu denen er den Steinpilz, also eine unschädliche Pilzart, benutzte. Auch Tomaten, Petersilie und Dill, deren Genuß mancherorts den Nierenkranken gestattet wird, sind, nach früheren Versuchen des Genannten, den Patienten zu verbieten.

Die vor einigen Jahren in Chile neu entdeckten Salpeterlager sind so groß, daß sie den Bedarf der gesamten Landwirtschaft der Erde für 350 Jahre decken können.

Unsere

Schnittmuster-Offerte

9553.

Ein bequemes und artistisches Negligee. Jede Frau wünscht für ihre Ruhestunden den Komfort, den ein Negligee bereitet. Das hier gezeigte Dessin wurde aus weiß und blau getupftem Challie gemacht, mit Besatz aus blau und dazu passenden Knöpfen. Die Vorderteile haben zwei runde Zacken über der Brust und die Aermelgarnierung stimmt damit überein. Das Dessin ist im Blusen-Effekt geschnitten, mit einem zugefügten Peplum, wodurch die nötige Länge erzielt wird. Das Muster, das sich für Lawn, Percale, Crepe, Rainfook, Dimity, Flanell oder Seide eignet, ist in 5 Größen geschnitten: 34, 36, 38, 40 und 42 Zoll Brustweite. Es benötigt 2¾ Yards 36zöll. Stoff für die 36zöllige Größe.

Preis des Musters 10 Cents.

„Neuer Frühjahrs- und Sommer-Katalog mit allen neuesten Moden jetzt fertig. Jeder Leserin der „Omaha Tribüne für 10 Cents zugesandt."

Bestellungs-Anweisungen;

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich an und schicke den Coupon nebst dem oben erwähnten Preis an das

PATIERN DEPARTMENT
OMAHA TRIBUNE,
1311 Howard St.

Der „Omaha Tribüne" Coupon
Ich wünsche Muster No.....
.... Zoll Brust- oder Taillenweite. — ¢
(Jahre .... bei Kinderstachen.)
Name .....
No..... Straße.....
.....Stadt .....